

dass seitens der Juden darum petirt oder sonst ein Anstoss hierzu gegeben worden wäre, am 22ten Juni 1847 die allerhöchste Entschliessung, mittelst welcher die Judensteuer aufgehoben wurde. Mit Bezug darauf deklamirte ich mit Pathos:

Hock hat jüngstens hier gelesen
 Ueber Judensteuerfrag'
 Ueber dieses garstige Wesen,
 Hat gesagt, dass er's nicht mag.
 Kaum hat man's in Wien vernommen,
 führte flugs man's zu Gemüth,
 Ein Patent ist r'abgekommen,
 Die junge Saat hat rasch geblüht . . .
 Danket jeder dem Monarchen,
 danket seinem weisen Rath,
 Danket Hock und dem Vereine
 für die schöne edle That!

was eine stürmische nicht enden wollende Heiterkeit der ganzen Tafelrunde hervorrief.

Trotz des sittlichen Ernstes, der uns alle beherrschte, hatten wir manche wiewohl ganz unschuldige, doch ergötzliche Stückchen ausgeführt.

So hatte 1846 unser „Club“ beschlossen, in corpore am Purim „Masken zu gehen.“ — Man muss das alte Prag gekannt haben, um den Begriff „Masken gehen“ in seiner vollen Bedeutung würdigen zu können. Die Judenstadt — jetzt Josefstadt genannt — war damals ausschliesslos von Juden bewohnt, und der grösste Theil der jüdischen Bevölkerung, darunter auch wohlhabende und angesehene Männer hatten hier ihre Häuser, wodurch dem ganzen Stadttheil ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt wurde. Unter den Bewohnern der Judenstadt herrschten in gewisser Beziehung patriarchalische Verhältnisse, Einer kannte den Andern, man bewegte sich in diesem Stadttheil sans gêne und so konnte es geschehen, dass die Prager Judenstadt am Samstag Abend, welcher dem Purimfeste folgte, eine ganz eigenthümliche Physiognomie annahm und man sich nach Venedig oder Rom während der tollsten Carnevalszeit versetzt glaubte. An diesem Abend nämlich wurden in zahlreichen

Häusern der Judenstadt Bälle, Gesellschaften, Unterhaltungen, Pickeniks gegeben, zu welchen Jedermann, der maskirt war, Eintritt hatte. Die Strassen wimmelten von unzähligen Masken, man sah Dominos in allen Farben, Türken, Perser, Ritter, Blumenmädchen, alle erdenklichen Charaktermasken, auch viele, und zwar jene, welchen die nöthigen Kapitalien fehlten, sich einen Maskenanzug auszuborgen, in ihrer gewöhnlichen Kleidung einherschreiten und nur eine Larve vor dem Gesichte vorgebunden.

In dem bunten farbenreichen Gewoge herrschte herzliche Fröhlichkeit — aber durchaus keine Ausgelassenheit. In den Häusern, wo die Masken eintraten, entspann sich zwischen den Maskirten und Unmaskirten eine lebhaft, mitunter sehr geistreiche Conversation. Diese bemühten sich zu errathen, wer jene wären, jene suchten sich durch kleine Geheimnisse, die sie erlauscht hatten, interessant zu machen, die Neugierde zu reizen, es war dies ein reizender Abend, wie ihn die Gegenwart nicht kennt, und man zehrte an dessen Erinnerungen noch wochenlang später.

Wir „Clubisten“ waren ganz gleich in seidene schwarze Dominos gehüllt und mit Handschuhen, die wenigstens am Beginne unserer Maskenwanderung blüthenweiss waren, bekleidet, und erregten sofort bei unserem Erscheinen im Tanzzimmer oder Salon durch unsere Eleganz Aufsehen, das sich billig noch steigerte, als aus unserer Gruppe, je nach der Person, an die wir das Wort richteten, englisch, französisch, italienisch, lateinisch ertönte, einer sich zum Piano setzte und ein gegebenes Thema variirte und die Devisen, welche wir massenhaft vertheilten, als witzige, treffende, dabei nicht verletzende bezeichnet werden mussten.

Wir waren durchwegs gutmüthige Menschen, die ihren Witz nicht auf Unkosten Anderer glänzen lassen, niemanden beleidigen wollten, und manches gelungene Bonmot wurde lediglich aus diesem Grunde unterdrückt.

Nur ein einzigesmal an diesem Abend liess sich mein witziger Freund Hock zu einem scharfen Worte hinreissen. Wir Beide hatten zwei sehr hässliche, aber mit höchster Eleganz gekleidete Damen angesprochen, die uns aber höchst unfreundlich aufnahmen. Eine antwortete gar nicht; die

Andere schnippisch, endlich wandten sie uns sogar den Rücken und begannen — offenbar in der Voraussetzung, wir verstünden sie nicht, untereinander französisch zu sprechen. Nun riss Hocks schon längere Zeit morsch gewordener Geduldfaden und er rief den Hochmüthigen grollend zu:

Mes dames, vos toilettes sont bien elegantes, vous êtes toutes les deux bien mises.

(Meine Damen, Ihre Toiletten sind sehr elegant, Sie sind sehr schön gekleidet oder auch: Sie sind sehr mies = hässlich!)

Wie sehr Hock, durch Neigung und Umgang mit schriftstellernden Freunden veranlasst, damals dem litterarischen Kitzel nachgab, das beweist der Plan zur Gründung eines jüdisch-humoristischen Blattes, mit dem er 1849 umgieng, gerade als Isidor Busch ihn um seine Mitwirkung für die Wiener Jahrbücher angien. Bereits hatte er sich der Mitarbeiterschaft seines Freundes S. Kohn versichert, als er im Hinblick auf die damals noch besonders trostlosen österreichischen Censurverhältnisse den Plan fallen liess.

In dasselbe Jahr fällt seine Verheirathung mit Frau Johanna, geb. Brandeis. Die tüchtige, mit hellem Verstande und einem Herzen voll Liebe begabte Frau, die eine vortreffliche, gebildete und wirthschaftliche Erziehung genossen hatte und nach der Sitte der Zeit und der Stadt auch besonders im geschäftlichen Leben geschult und erfahren war, trat wie ein Sonnenstrahl in sein Elternhaus, in dem der liebewarme Gemüthston bis dahin fremd gewesen, das Küssen z. B. zwischen Sohn und Eltern nicht eingerichtet war. „So brach ich, sagt sie in ihren Aufzeichnungen, das Eis in der Familie, wurde auch wie ein Kind von ihnen geliebt; es war dann gemüthlicher im Hause.“ Als der Vater und der so begabte ältere Halbbruder starben, ward Hock seiner Stiefmutter Julie ein treuer Sohn, ein Tröster und Beistand, der ihr die Erziehung ihres jüngeren, nunmehr einzigen Sohnes leiten half, dessen Vormund er auch wurde.

Die Ehe und die gehäuften geschäftliche Arbeit brachten in Hock's wissenschaftlicher Thätigkeit keinen Stillstand, kaum eine Einschränkung hervor. Die stille Neigung, welche die Gatten zusammengeführt hatte, wuchs in beglückender

Eintracht durch Achtung und steigende Würdigung. Noch als Greisin gedachte die Frau mit freudigem Stolz der Worte, die Rapoport an sie gerichtet hatte, als sie als Braut des von ihm so liebevoll geschätzten Hock ihm vorgestellt wurde: Sie bekommen einen selten gebildeten und gelehrten Mann; ich kenne wenige seinesgleichen, die in allen Fächern so zu Hause sind. Das Haus, das sie gegründet hatten, wuchs an Ansehen und Wohlstand. Isachar und Sebulun, wie die Alten Wissen und Erwerb personificirten, wohnten unter Einem Dache; Forscherdrang und Handelsgeist schufen freundschaftlich in Einem Haupte. Fünf blühende Kinder, zwei Knaben und drei Mädchen, bevölkerten die Räume, in denen die geschäftliche Sorge um den Erwerb mit der stillen Begeisterung um die geistigen Schätze des Judenthums und die Alterthümer der Gemeinde Prag brüderlich Wache hielten. Die Weisheit der Zurückhaltung, die nicht in zeitraubenden Thorheiten oder unnützen Aemtern ihre Befriedigung sucht, im Verein mit der bis zur Pedanterie geübten Tugend einer strengen Tageseintheilung liessen Hock die Zeit erübrigen, die er in seinem Geschäfte seiner Wissenschaft entziehen musste. Einmal nur im Jahre 1850 liess er von dem Vertrauen der Gemeinde in eine Stellung sich tragen, die ihn eine Zeit lang in den von ihm gerne gemiedenen Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit vorschob.

Das erniedrigende und an hässlichen Erscheinungen, wahren Sumpfpflanzen des Druckes, so reiche besondere jüdische Steuerwesen¹⁾ war beseitigt, die jüdische Steuergefällsdirektion hatte aufgehört zu bestehen, das Gewitterjahr 1848 mit seinen Stürmen und für die Juden Prags so bedrohlichen Gefahren war glücklich vorübergegangen, aber der alte Bau der Gemeinde krachte in allen Fugen, sie sollte es aufgeben, länger als politische Gemeinde wie bisher zu bestehen, und eine Cultusgemeinde bilden. Da galt es vor Allem, Statuten zu schaffen, zu deren Ausarbeitung ein grösseres Comité entsendet wurde, das aus seinem Schoosse ein engeres wählen sollte, dem die eigentliche Sisyphusarbeit zufiel. Denn es ward schier Unmögliches gefordert. Das so widerwärtige Ge-

¹⁾ Orient VIII (1847) p. 193—8

schäft der Statutenschaffung sollte hier noch durch die Forderung verbittert werden, dass über jeden Beschluss Stimmeinhelligkeit erzielt werden musste. Soliman Edler von Hönigsberg, am 26. September 1864 als Secretär der Prager isr. Cultusgemeinde verstorben, Dr. med. Leopold Gitschin, Koppelman Lieben setzten nun 1850 mit Simon Hock dieses engere Comité zusammen, in dem sich dieser, wie Lieben von ihm rühmte, ebenso durch seinen hellen Verstand wie durch sein immenses Wissen auf jüdischem Gebiete glänzend bemerkbar machte. Das Unerwartete war eingetroffen, das Elaborat zu Stande gekommen, es fand den Beifall aller Einsichtigen — bis auf den Vorstand, der die Annahme dieser so mühsam und sorgfältig ausgearbeiteten Gemeindeordnung einfach verwarf.

Von der lautlosen, aber umso gedeihlicheren Arbeit seiner beglückten Musse — nur 1855 hatte er den tiefen Schmerz erfahren, ein Töchterchen, ein von ihm abgöttisch geliebtes Kind durch den Tod zu verlieren — sollte 1856 die erste grössere wissenschaftliche Hervorbringung seines Lebens, die Sammlung von Biographien zu Gal-Ed, den von seinem Freunde Koppelman Lieben herausgegebenen 170 „Grabsteininschriften des Prager isr. alten Friedhofs“, ein bleibendes Zeugnis ablegen. Mit Einem Schlage trat Hock damit in die vorderste Reihe der Vertreter jüdischer Wissenschaft. Jedem Urtheilsfähigen musste es angesichts dieser Leistung sofort klar werden, dass hier ein Mann auftrat, der aus dem Vollen schöpfte, dessen Arbeit aller Enden über sich hinauswies, nur wie eine Stichprobe aus dem überquellenden Reichthum gediegenen und geläuterten wissenschaftlichen Materiales sich darstellte. Das war nicht für den augenblicklichen Zweck zusammengestoppelt, sondern von langer Hand vorbereitet. Hier sprach nicht Einer, der immer nur das treibt, was er gerade im Momente bearbeiten möchte, und mit fahigen Fingern immer nur den Zipfel der Wissenschaft erfasst, von dem er eben zu reden veranlasst wird. Das war offenbar Einer von den Dilettanten, die mit Entzücken am Webstuhle der Wissenschaft sitzen und mit innerem Antheil dem Fliessen der Fäden, der Verknüpfung von Kette und Einschlag zusehen. Die Lebensbeschreibungen von R. Abigdor Kara

gest. 25. April 1439, des hohen R. Löw gest. 22. August 1609 und seiner Brüder, des David Gans (1541—1613), des R. Salomo Ephraim Lenczyc gest. 21. Februar 1619, des Mardochai Meisel (1528—1601), der Buchdrucker Mardochai und Bezalel aus der Familie der Gersoniden (gest. 1591 resp. 1589), des ersten jüdischen Adelligen in Oesterreich, Jacob Bassewi's von Treuenberg gest. 1628 und seiner Familie, des R. Jesaja Horovitz, des Verfassers der Bundestafeln, gest. um 1630, R. David Oppenheim's (1664—1736), Josef Salomo del Medigo's (1591—1655), R. Isak b. Simson Cohen's gest. 1624, des ausgezeichneten Schwiegersohnes des hohen R. Löw, und R. Lippmann Heller's (1579—1654), um nur die hervorragenderen zu nennen, sind Grundsteine der Wissenschaft geworden, wie sie ihrer in gleicher Trefflichkeit nicht allzuviele zu ihrer Verfügung hat. Der Jünger von Rapoport und Zunz war hier auf den ersten Blick zu erkennen. Wenn er Jenem darin gefolgt war, dass sein Text, um Sprengers Ausdruck zu gebrauchen, nicht mehr Papier an Behauptungen ausgiebt, als der Goldschatz in Kellergeschoss der Anmerkungen bedeckt, so war er in der Zucht des Ausdrucks, in der epigrammatischen Knappheit und Bestimmtheit der Sprache bei diesem mit Erfolg in die Schule gegangen. Alles war hier Mark und Bein, Gewinn und Ergebniss, und oft genug haben die Bettelsuppen Anderer gezeigt, wie ein Partikelchen jenes Extractes genügte, um, mit einem Aufguss von Worten aufgelassen, die anspruchsvolle Brühe zu erzeugen. Der hier das Wort nahm, hatte offenbar die zugänglicheren wie die versteckteren Quellen der jüdischen Geschichte, wie z. B. die Litteratur der Responsen durchforstet, mit den Hilfswissenschaften der Geschichte, mit Bibliographie und Chronologie, wie mit der kritischen Methode ihrer Erforschung auf das Genaueste sich vertraut gemacht. Bei der Erläuterung der 170 Inschriften musste ihn die Beherrschung des gesammten Inschriftenmaterials des alten Prager Friedhofes mit seinen zweiundzwanzigtausend entzifferten Epitaphien und die intimste Kenntniss der Gemeinde-, ja Häusergeschichte Prags unterstützt haben. Für Tieferblickende sprach hier ein Mann, der noch zu grossen Aufgaben berufen und bestens vorbereitet schien.

Eine Geschichte der Gemeinde Prag, ihres Rabbinates, ihrer Institutionen, das würde, so hätte man meinen sollen, die nächste Leistung sein, zu welcher der so vielversprechende Autor fortschreiten müsse. Aber es war eben ein Gelegenheitsschriftsteller, der hier aufgetreten war. Wie ihn nur die Unterstützung für den Freund dazu veranlasst hatte, in seine Schätze hineinzugreifen und so kostbare Proben hervorzulangen, so hätte es wieder nur eine günstige Gelegenheit sein müssen, die ihm den Anreiz zu neuem Hervortreten geliehen hätte, aber — diese blieb aus.

Das emsig unverdrossene Forschen nahm freilich nach wie vor seinen ruhigen Fortgang. Hock ward durch den wachsenden Wohlstand nicht bequemer, durch die gehäufte geschäftliche Arbeit nicht ruhebedürftiger und träger. Im Jahre 1857 errichtete er im Verein mit seinem Vetter Wolf I. Pick eine Webwaarenfabrik in Goltsh-Jenikau. Hock besorgte den Einkauf in Prag, führte die Bücher und das Cassenwesen, während Pick die Fabrikation leitete. Das Unternehmen gedieh, der Absatz der damals in den Zuckerfabriken noch gebrauchten sog. Presstücher gestaltete sich immer bedeutender; der Vermögensstand der Gesellschafter hob sich von Jahr zu Jahr, von sichtlichem Segen begünstigt. Die steigende Unabhängigkeit bedeutete für Hock das Wachstum seiner Muse für die Wissenschaft, der er auch inmitten des lebhaftesten Geschäftsverkehrs innerlich angehörte. Gar seltsam vereinigten sich oft die Zeichen und Beweise seines getheilten Interesses; mancher Papierabfall aus dem Comptoir bedeckte sich mit gelehrten Aufzeichnungen, neben die Notirungen der Börse treten gleichberechtigt die Notizen seiner Studien. Allgemach umspannte seine Vorliebe das gesammte Gebiet der jüdischen Wissenschaft, deren Erscheinungen er mit dem wachsamsten Interesse verfolgte. Mit einer Gewissenhaftigkeit, die etwas Rührendes hatte, befestigte er in unentwegtem Ausbau das erworbene Wissen, hatte für jede Disciplin eine Stunde, für jede Sprache ihre Woche. Wie ein lerneifriges Kind wiederholte er in jedem Jahre die Grammatik der fremden Sprachen, die er im Laufe der Zeit sich angeeignet hatte. Und es war deren eine stattliche Zahl; seine Forschungen hatten ihn auch dazu geführt, in das Böhmisches,

das Rumänische und Russische sich zu vertiefen. Bei seinen Spaziergängen auf dem Belvedere konnte man ihn während der warmen Jahreszeit stets mit einem Buche bewaffnet und angestrengt lesend finden. So gieng er lernend und grübelnd unter seinen Mitbürgern umher, von denen die Wenigsten ahnten, in welcher Welt von Gegensätzen der Geist des kleinen unansehnlichen Mannes mit freier Ueberlegenheit sich bewegte, welche Fülle gelehrter Bestrebungen die Seligkeit seiner Seele ausmachte. Gewohnt, von allem Durchforschten nur die Ergebnisse einzutragen, verdichtete er sein Wissen und ward auf Gebieten heimisch und spruchbefugt, die von der Heerstrasse abliegen und nur von Wenigen aufgesucht werden. Von störendem Ehrgeiz nicht beunruhigt, von dem schädlichen Triebe vorzeitiger Buchmacherei unbeirrt, mehrte er still und emsig seine Sammlungen, die ihn bald in die Lage setzten, auf jede Frage wie durch eine geheimnissvolle Wünschelrute eine Quelle der Belehrung zu erschliessen. So kam er wie von selbst dazu, wo er Irrthümer und Unzulänglichkeiten sah, das Richtige mitzutheilen oder Aufschlüsse zu spenden, wo Andere vor Räthseln zu stehen glaubten, und ward allgemach zum Mitarbeiter der verschiedensten Zeitschriften in deutscher und hebräischer Sprache. Die Neuzeit und Löw's Ben Chananja, die jüdische Presse wie die Israelitische Wochenschrift, Hamagid wie Halebanon, Weiss und Friedmann's Beth Talmud, Ehrmann's Abendland und Grünwald's Centralblatt und selbst Steinschneider's Hebräische Bibliographie tragen die Spuren seines Fleisses.

In Prag ward er immer mehr der Mittelpunkt eines gelehrten Kreises. Abendversammlungen in seinem Hause scharten gleichstrebende Freunde um den Mann, von dem immer eine Anregung oder Aufklärung zu holen war. Sein ungesucht wachsender Ruf brachte ihm auch Anfragen aus dem Inlande wie aus anderen Ländern, die selten ohne befriedigende Antwort blieben. So wuchs sein Briefwechsel und damit auch der Kreis seiner Forschungen. Bald war es ein talmudisches, bald ein sprachliches, bald ein geschichtliches Problem, über das er mit Freunden die Meinungen austauschte, selbst innerhalb der Mauern Prags den schriftlichen Verkehr

oft neben dem mündlichen zu Hülfe nehmend. Besonders waren es Rabbinatsassessor Michael Adler und der ebenso bescheidene als gelehrte Juda Piesling, später Oberrabbiner M. Hirsch, mit denen er einen ständigen innerstädtischen Briefwechsel unterhielt.

Scheinbar in der Geschichte seiner Gemeinde aufgehend, hatte er doch die Spannkraft und Vielseitigkeit des Geistes, mit gleicher Ausdauer und Vertiefung anderen Wissensgebieten sich zuzuwenden. Besonders war es das Talmudstudium, dem er mit unveränderter Treue seit den Tagen der Kindheit anhieng. Seitdem 1846, von Josef Schack angeregt, von Salomon Kohn ins Leben gerufen, ein Verein von Männern der verschiedensten Berufsarten zur Pflege des Talmudstudiums zusammentrat, der später im Hause des jeweiligen Rabbiners sich versammelte und so bis 1867 des funkensprühenden Geistes S. L. Rapoports als seines Meisters sich erfreute, war Hock das eifrigste Mitglied, das gar oft durch seine Belesenheit im Talmud und die umfassende Gelehrsamkeit auf anderen Gebieten die Freunde zu staunender Bewunderung hinriss.

Bei dieser so berechtigten Werthschätzung verstand es sich von selbst, dass Hock 1870 bei der Gründung des wissenschaftlichen Vereines Afike Jehuda sogleich in den Vorstand gewählt wurde. Am Sarge des am 20. März 1869 verstorbenen Juda Tewels, eines Phänomens der Talmudgelehrsamkeit, einer Nachblüthe jener Rabbinen, die Handwerk und Gesetzesstudium in Einer Person verkörperten, Uhrmachers und Schuloberhauptes zugleich, hatte der Prager Oberjurist R. Samuel Freund, den Verfall des Wissens in der Gemeinde beweinend, die Aufrichtung einer Vereinigung vorgeschlagen, die den Namen des grossen Todten verewigen und ihm zum Gedächtniss sich Afike Jehuda benennen sollte. Als nun besonders durch die Bemühungen von Dr. jur. Jakob Ungar der Verein ins Leben trat, wurde Hock in der ersten constituirenden Versammlung in den Vorstand berufen, in dem er das Cassenwesen übernahm. Im Lesesaale des Vereines war er, der Kaufmann und Gelehrte in Einer Person, allsabbatlich zu treffen, wie er am Sonntag gern in der Gemeindebibliothek verweilte.

Trotz seiner Aemterscheu und Zurückgezogenheit hatte er doch so mancher Ehrenstellung nicht ausweichen können. So bekleidete er durch mehrere Jahrzehnte das Amt eines Vorstehers der Klaussynagoge und mehrerer wohlthätiger Vereine. Von der Art, wie er die Verwaltung eines öffentlichen Amtes auffasste, giebt das Facit seiner Amtsführung Zeugniß, mit dem er seine Stelle beim Menachem Awelim-Verein zurücklegte. Dieser einem Veilchen gleich in anspruchsloser Bescheidenheit blühende, einem der edelsten Liebeswerke dienende Verein, wahrhaft ein Tröster der Trauernden, hat den Zweck, arme Leidtragende in der Trauerwoche zu unterstützen und so auch dem Dürftigen die Uebung der Liebespflicht gegen seinen Todten zu ermöglichen. Siebzehn Gulden hatte H o c k beim Amtsantritte von seinem Vorgänger übernommen, um dann nach drei Jahrzehnten trotz der geringen jährlichen Mitglieds-Beiträge von nur 20—40 Kreuzern bei der Niederlegung seines Amtes dem Vorsteher der Gemeinderepräsentanz Dr. L a s c h gegen vier taus e n d G u l d e n zu übergeben.

Wer es diesem Ehrencustos der Prager Gemeinde, dem treuesten Wardeine ihrer Vergangenheit, vorhergesagt hätte, dass er dereinst nicht in die Prager Erde zu seinen Vätern werde eingethan werden! Er hatte Prag nie für längere Zeit verlassen, es wäre denn zu den Reisen gewesen, die ihn in späteren Jahren auch nach fremden Ländern führten, wie nach Tirol, nach Italien, wo der Anblick der römischen Alterthümer sein tiefstes Interesse wachrief und jede Sehenswürdigkeit in ihm einen liebevoll und dankbar verweilenden Beobachter fand. Sein Lebensabend war herabgesunken, die Siebzig waren überschritten, als sich der erste schwere Schatten auf seine Seele legte, den kein Sonnenblick des Geschickes mehr völlig zu scheuchen vermochte. Der ältere Sohn war Ingenieur und Bauunternehmer geworden. Bieder und wissensreich, durch sein bescheidenes Wesen einnehmend, hatte er sich allgemeine Gunst und Achtung erworben. So übertrug ihm der Prager Stadtmagistrat die Grabungen zur städtischen Wasserleitung. Später übernahm er den Bau der böhmischen Transversalbahn in eigener Regie. Ueberanstrengung und in deren Folge Nervenzerrüttung machten vor der Zeit seinem

Leben ein Ende; im 36. Jahre ward er den greisen Eltern entrissen, die mit so viel Beglückung an seinem Entwicklungsgange gehangen hatten. „Ich werde meinen Schmerz nicht überleben, schrieb H o c k damals, dazu bin ich schon zu alt; mein Kummer wird mit mir ins Grab gehen.“ Das Haus war verödet, das Gefühl der Vereinsamung darin eingekehrt, mit Macht und unaufhaltsam zog es jetzt vor Allem die Mutter zu den übrigen Kindern und zur Wonne ihres Alters, zu den Enkelu nach Wien. Es hatte eine solche Katastrophe hereinbrechen müssen, um die alten Stämme aus ihrem natürlichen Standorte zu entwurzeln und in fremden Boden zu verpflanzen.

H o c k war dem Ende seines 72. Lebensjahres nahe, als er 1887 nach Wien übersiedelte. Es war eine Trennung, die ins Herz schnitt. Freunde und Bekannte, Erinnerungen und Lieblingsplätze musste er verlassen, aber Eines nahm er mit, das Bild der Gemeinde mit ihrer Vergangenheit und ihren Alterthümern, wie es als Frucht lebenslanger Bemühungen vor seinem Geiste sich aufgebaut hatte, seinen Trost und seine Stütze, seine Wissenschaft und die nimmer erkaltende Liebe zu ihr. Wie reife Trauben an den Rebenhängen lächelten ihm seine Sammlungen entgegen; jetzt sollte die Lese beginnen. Der Herbst war da. Der Ruf seines Namens hatte ihm in der neuen Heimath vorgearbeitet und die Wege gebahnt. Neue litterarische Beziehungen und Verbindungen winkten vielverheissend, Gelehrte, mit denen er früher bereits in Briefwechsel gestanden, begannen ihn für den Verlust der Prager Freunde zu entschädigen; Wiens Bibliotheken eröffneten eine neue Welt. Mit besonderer Wärme hatte er eben angefangen, an I. H. Weiss, dessen 70. Geburtstag er in schwungvollen hebräischen Versen gefeiert hatte, und A b r a h a m E p s t e i n sich anzuschliessen. Donnerstag den 20. Oktober war er voll neuer Hoffnungen für die Zukunft von einem Abend bei E p s t e i n heimgekehrt, Freitag Nachmittag hatte er W e i s s zu Besuche und frischer Anregung sich erfreuen dürfen, als zwei Tage nach dem Sterbetage seiner Mutter, mit dem Sabbath sein letzter Tag anbrach. Ahnungslos und glücklich durch seine Kinder und Enkel hatte er ihn verbracht. Abends gieng er in die Synagoge,

liess sich zur Nachfeier seiner Jahrzeit „aufrufen“, verrichtete das Gebet und kehrte nach Hause, um an einem Buche L u z z a t t o's sich zu ergötzen. Ein plötzlicher Druck im Magen veranlasste ihn, sich zu Bette zu begeben. Der herbeigerufene Arzt beruhigte ihn, es werde bald vergehen. Lächelnd erwiederte er: Ich weiss, es hat nichts zu bedeuten, ich bin wehleidig, weil ich immer gesund war. Aber kaum war der Arzt aus dem Hause, als H o c k seinen letzten Seufzer in den Armen seiner Frau aushauchte; ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende ohne Leiden bereitet.

Ich habe den Mann nicht gekannt, dessen Leben ich auf diesen Blättern zu beschreiben versuche. Nachforschungen über die Geschichte der Familie Gomperz haben mich zu den Emmerich des alten Prager Gottesackers geführt. Wer anders als der erste Kenner der Prager jüdischen Alterthümer hätte mir bestätigen können, dass der Name Gomperz in diesen Aerzten aus dem Geschlechte Emmerich wirklich gleichsam latent war! Ich hatte mich nicht getäuscht. Ein Briefwechsel, der auch in Wien noch fortgesetzt wurde, begann sich zwischen uns zu entspinnen. Ich hatte H o c k nie von Angesicht gesehen. Als ich aber die Nachricht von seinem plötzlichen Heimgange erfuhr, gedachte ich seiner Pläne, die nun mit ihm begraben waren, seines Nachlasses, der nun, verwaist und der Seele beraubt, verkümmern und verderben würde, wie es mit dem geistigen Erbe so vieler jüdischer Forscher gegangen ist. So soll wieder einmal ein arbeitsreiches Leben in Sand gepflügt haben und sein Bau den Werken des Kinderfleisses am Meere gleichen, welche die nächste Fluthwelle hinwegspült! Ich wusste, dass der Verstorbene mit dem Plane einer Schrift über die Geschichte der Gemeinde Prag sich trug. Wie, wenn sie vorhanden und gerettet werden konnte! Ich erhielt den gesammten Nachlass zur Musterung. Was ich suchte, war nicht da.

Ich kann das Gefühl der Trauer und Oede nicht beschreiben, das angesichts dieses Nachlasses sich meiner bemächtigte. Es war ein nicht zu bewältigender Wust von Blättern, Heften, Büchern in allen Formaten, von den Jahren gebräunt, von der Zeit zerschlissen, hier ohne Anfang, dort ohne Ende, bald oben, bald unten der Ecken verlustig, deren

Schriftinhalt zum Theil auf Flecken und Flickern wieder ergänzt war, Entwürfe, Brouillons, Brieffragmente, alte Bekannte aus gedruckten Aufsätzen des Verewigten, Alles in Augen angreifenden Minuskeln geschrieben, deren Dichtigkeit zuweilen der Lupe zu ihrer Entwirrung bedurfte, ein athembeklemmender, ungeordneter, durcheinandergeworrener Knäuel von Aufzeichnungen und Arbeiten, was sich da vor mir ausbreitete.

Aber überwältigend war die Welt von Fleiss, dessen Niederschlag auf diesen zahllosen Blättern festgehalten war. Es waren die Aufzeichnungen eines Lernenden, der nichts Anderes wollte als sein Wissen ausbreiten und vertiefen, der nur zum eigenen Gebrauche ohne höhergehende Ansprüche zur Hülfe für sein Gedächtniss diese Auszüge angelegt hatte. Das ganze jüdische Schriftthum, das alte wie das neue, hatte er durchforscht, bald auf diesem, bald auf jenem Gebiete suchend, grabend und bohrend, stets die Ergebnisse seiner Studien zusammendrängend, verdichtend, ein Lernender und ein Forschender zugleich, Leser und Kritiker, Epitomator und Entdecker in Einer Person. Seine Auszüge verwandeln sich unter der Hand in werthvolle Beurtheilungen der gelesenen Bücher, überall mischt und drängt sich das Eigene und selbstständig Beobachtete unter das Gelernte und Uebernommene. Ob es die werthvollen und musterhaften Analysen alter Quellenwerke wie des Or Sarua oder des Gesetzescompendiums R. Mardochai b. Hillel's, die erschöpfenden Uebersichten historisch wichtiger Responsensammlungen wie der des R. Mose Menz, um aus den vielen Dutzenden nur Einiges herauszuheben, oder die kritischen Auszüge aus neueren wissenschaftlichen Werken der jüdischen Litteratur sind, überall offenbart sich derselbe allen Seiten des Gegenstandes mit gleicher Liebe und andächtiger Vertiefung zugewandte Sinn, dieselbe Nüchternheit des Urtheils, dieselbe kritische Schulung. Hefte in allen Gestalten, bald mit deutschen, bald mit lateinischen Buchstaben bezeichnet und das ganze Alphabet erschöpfend, bergen in buntem Durcheinander Grammatik und Chronologie, Sprachwissenschaft und Geschichte, Talmudisches und Litterarhistorisches. Die eindringendsten Studien über das Targum lösen Forschungen